

Perlenfischen

von Roger von Wartburg

Perle 1: Am KV Zürich ist der Deutschunterricht passé

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Marius Huber

Wann: 21. August 2023

Christian Bretscher wird sich in diesem Leben nicht mehr anfreunden mit dem orthografischen Lustprinzip, mit willkürlichen Kommas und konsequenter Kleinschreibung. Er ist alte Schule. Ihm graut es bei der Vorstellung, dass sich die Gepflogenheiten aus Online-Chats nach und nach in die offizielle Firmenkorespondenz einschleichen könnten. «Falsches Deutsch wirkt absolut unprofessionell», sagt der Geschäftsführer des Zürcher Bankenverbands, «das geht überhaupt nicht.»

Er macht sich aber keine Illusionen. Von seinen Kontaktpersonen in der Finanzbranche, die sich in der Berufsausbildung um KV-Lehrlinge kümmern, weiss er: Unter den Jungen lässt die sprachliche Sattelfestigkeit nach. Laut Pisa-Studie hat die Lesekompetenz der unter 15-Jährigen in der Schweiz seit 2012 deutlich abgenommen, schneller als in den Nachbarländern. Dies passierte gleichzeitig mit der zunehmenden Verbreitung von Smartphones und sozialen Netzwerken.

In Bretschers Kreisen, wo die Erosion des Sprachniveaus mit Sorge beobachtet wird, löst der Schulbeginn an diesem Montag ambivalente Gefühle aus. Dabei müsste er eigentlich ein besonderer Freudentag sein. Denn an der kaufmännischen Berufsschule KV, der Nachwuchsschmiede des Zürcher Bankenplatzes, tritt auf diesen Termin eine tiefgreifende, landesweite Reform in Kraft. Eine, die aus Sicht der Wirtschaft «dringend notwendig» war, wie das Staatssekretariat für Bildung betont.

Um die Jugendlichen fit für die Zukunft zu machen, wurde das Programm der beliebtesten Berufslehre der Schweiz komplett umgekrempelt. Das bedeutet aber auch: Den herkömmlichen Stundenplan mit Fächern wie Deutsch oder Wirtschaft und Gesellschaft gibt es nicht mehr. Ebenso wenig wie die unterschiedlichen Leistungsniveaus.

Die über 1100 angehenden Kaufleute, die in Zürich am Montag ihre Ausbildung beginnen, sollen jene Fähigkeiten erlangen, die in der modernen Arbeitswelt gefragt sind. Das ist das erklärte Ziel. Deshalb werden sie neu in

einer Vielzahl von «Handlungskompetenzen» unterrichtet, aufgeteilt in fünf Bereiche, die sich eng am praktischen Berufsalltag orientieren. Sie sollen zum Beispiel lernen, wie man ein Netzwerk pflegt, mit Kunden und Lieferanten kommuniziert, die Zusammenarbeit im Team organisiert oder Budgets erstellt. Zudem wird eine zweite Fremdsprache für alle zur Pflicht.

Ausgerechnet im Finanzsektor – punkto Wertschöpfung seit fast dreissig Jahren der wichtigste im Kanton Zürich – überzeugt diese Reform nicht. Während die meisten anderen Branchen laut Christian Bretscher positiv reagiert haben, sind Banken und Versicherungen von Anfang an skeptisch gewesen. Und geblieben. Die «viel zu kurzfristige Einführung», ursprünglich für 2022 geplant, sei zwar um ein Jahr verschoben worden, sagt er. Aber ein grundsätzliches Problem sei ungelöst: «Die Beurteilung einzelner Leistungen wird mit dieser Reform viel schwieriger.» So sei etwa nicht mehr direkt ersichtlich, wie es ums Deutsch der Lernenden stehe.

Das liegt daran, dass die Vermittlung spezifischer Fachkenntnisse ab diesem Schuljahr über die fünf neuen Handlungskompetenzbereiche verstreut wird. Deutsch wird gemäss dem überarbeiteten Bildungsplan neu im Rahmen praxisnaher Aufgaben geübt und bewertet. Im einen Kompetenzbereich zum Beispiel, wenn es um Marketingaktivitäten geht, in einem anderen, wenn es um die schriftliche Kommunikation mit anspruchsvollen Kunden geht. Dabei lässt sich nicht mehr auseinanderhalten, ob jemand mit Witz punkten konnte, aber mit dem Wortschatz kämpfte. Banken und andere Unternehmen, denen ein tadelloser sprachlicher Ausdruck wichtig ist, werden laut Bretscher daher das Niveau ihrer Lernenden vermehrt selbst prüfen und gegebenenfalls fördern müssen.

Ähnliches wie für den Unterricht gilt auch für die Abschlussprüfungen. Bisher mussten die künftigen Kaufleute in Zürich in einem Deutschttest ihr Leseverständnis, ihre Grammatik- und Rechtschreibkenntnisse unter Beweis stellen und zudem einen Aufsatz schreiben. Neu müssen



Erosion des Sprachniveaus:

Banken und andere Unternehmen, denen ein tadelloser sprachlicher Ausdruck wichtig ist, werden das Niveau ihrer Lernenden vermehrt selbst prüfen und gegebenenfalls fördern müssen.

© vintagepix – stock.adobe.com

sie sich praxisnahen Tests in den fünf Kompetenzbereichen stellen. Sprachkenntnisse fließen dabei zwar in die Bewertung ein, überlagern sich aber mit anderem.

Mündliche Deutschkenntnisse werden zum Beispiel beurteilt, wenn die Prüflinge in einem Rollenspiel eine «erfolgskritische Situation» mit einem Kunden bewältigen müssen. Schriftliche Kenntnisse in einem anderen Test, in dem sie zeigen müssen, wie sie in einem komplexen Arbeitsumfeld mit anderen interagieren.

Christian Wölfle, Rektor des KV Zürich, stellt nicht in Abrede, dass es für Arbeitgeber eine Herausforderung werde, die Fähigkeitszeugnisse richtig zu lesen und zu verstehen. Er warnt sie aber davor, deshalb im Rahmen von Assessments zum Beispiel die Deutschkenntnisse der Lehrgänger zu testen. Dies wäre seiner Ansicht nach äusserst kontraproduktiv. Wölfle versichert: Trotz der Umstellung auf Handlungskompetenzen – eine ausdrückliche Forderung der Wirtschaft – verlor die Inhalte der bisherigen Fächer nicht an Bedeutung. Sie würden weiter unterrichtet. Für Kontinuität bürgten auch die Fachlehrerinnen und Fachlehrer, die nicht infolge der Reform ausgewechselt wurden.

Am KV Zürich steht laut dem Rektor ausser Frage, dass der Erwerb von Fachwissen entscheidend bleibt, um in

betrieblichen Arbeitssituationen kompetent zu handeln. Dies gelte besonders für den Deutschunterricht, weil «der kompetente Umgang mit der deutschen Sprache für viele Lernende zunehmend eine Herausforderung darstellt». Je nach gewählter Option im dritten Lehrjahr nehme die Zahl der Deutschlektionen gegenüber dem alten Stundenplan sogar zu.

Christian Bretscher vom Bankenverband ist überzeugt, dass das KV das Beste aus den neuen Vorgaben macht. «Wir wehren uns nicht mehr gegen die Reform», stellt er klar. Die Bankbranche habe auch keine Absicht, von der Lehre abzurücken, sondern werbe sogar noch verstärkt dafür, um leistungsfähige Lernende zu gewinnen. Die KV-Lehre mit Berufsmatur werde aber als Alternative weiter an Bedeutung gewinnen, ist Bretscher überzeugt. Augenfalliger Unterschied: In diesem Bildungsgang bleiben die klassischen Fachbezeichnungen und der Fachunterricht bestehen. Schon heute beschreiten 70 Prozent aller Banklehrlinge diesen Weg.

Bretscher bleibt dabei: «Die Sprachkompetenz wird kaum besser, wenn ausgerechnet jenes Fach verschwindet, in dem man ungenügendes Deutsch benoten und mit Sanktionen belegen kann.»

Perle 2: «Es gibt überall die Cleveren und die weniger Cleveren» – Lektionen eines Mannes, der sein Leben lang Lehrer war

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Samuel Tanner

Wann: 21. August 2023

In diesen Tagen, wenn die Schulen nach den Ferien erwachen, erscheinen wieder die Berichte über den Lehrkräftemangel. Es gibt zu wenige Lehrerinnen, und zu wenige Lehrer sowieso. Laien werden porträtiert, die aus irgendeiner Werkstatt ans Lehrerpult gewechselt sind. Klagelieder erklingen: über immergleiche, immer neu variierende Reformen. Und die oberste Lehrerin der Schweiz fordert, wie zuletzt in einem Interview mit der Zeitung «Die Zeit»: «Wir dürfen diesen Beruf nicht demontieren.»

In diesem Sommer bin ich zu dem Dorfschulhaus in Marbach, Kanton St. Gallen, zurückgekehrt, in dem ich die Mittelstufe besucht hatte. Fast alles war noch da: unten auf dem roten Platz der Torpfosten, an dem ich mir meine Frontzähne ausschlug, oben im Treppenhaus die Scherenschnitte an den Wänden. Das Schulhaus Feld ist für mich ein besonderer Ort, auch weil einer der Lehrer mein Vater war.

An dem Nachmittag sass er vorne am Klavier und begleitete seine Klasse zu einem letzten Lied. Dann begannen die Sommerferien – und endete sein Leben als Lehrer. 42 Jahre lang unterrichtete er die Kinder im Dorf. Er war in der Stadt St. Gallen aufgewachsen, in einer Zeit von Lehrerüberfluss. Er hätte überall unterrichtet, am Ende bewarb er sich auf eine kleine Notiz, die die Schulgemeinde Marbach im Amtlichen Schulblatt publiziert hatte: «Tüchtige Bewerber/innen finden bei uns günstige Klassenbestände und neuzeitlich eingerichtete Schulräume.»

Als er im Winter 1981 zum ersten Mal nach Marbach kam, war das Wetter eisig. Einer seiner zukünftigen Schüler lag mit einer Platzwunde in der Einfahrt – er war beim Eisschlittern gestürzt. Mein Vater bekam die Stelle, er sollte hier seine Frau kennenlernen, eine Familie gründen und nie mehr eine andere Stelle antreten, bis zu diesem Tag am Klavier, seinem letzten Schultag.

Ich sass hinten, auf einem der Kinderstühle, und fragte mich, worauf es als Lehrer ankommt: Was sind die Lektionen, die er hier gelernt und gelehrt hat?

I. Die Welt als Schulstoff

Als er am Tag seiner Pensionierung am Klavier sass, wa-

ren die Wände um ihn herum schon kahl. Nur ein kleiner Vespa-Kalender hing noch über seinem Pult. Sein Schulzimmer im obersten Stock unter dem Dach, mit riesigen Fensterfronten, war eine eigene Welt. Jetzt, als wir uns in den Sommerferien treffen, richtet er sie mit Worten noch einmal ein.

«Ich hatte nie eine perfekte Ordnung», sagt er, «ich wollte einen Ort, an dem es einem wohl ist. Es lagen Spiele aus, oder die «Tierwelt», oder Lexika. Die Hoffnung war immer: Wenn sie unter H den Hund suchen, werden sie auf der Doppelseite noch anderes finden.» Er habe zu den Kindern gesagt, sie müssten wie ein Schwamm sein: aufsaugen und behalten. Das Behalten, sagt er, war manchmal schwierig.

Aus seinem Schulzimmer sah man hinauf in die Berge, hinaus ins Riet. «Das Leben draussen lehrt dich mehr als die Schule», glaubt mein Vater, «ich sagte oft: «Hey, lueged emol use!» Früher begann der Geschichtsunterricht in der Mittelstufe bei den Pfahlbauten und den Alemannen. Aber anderes war ihm ein grösseres Anliegen: In der vierten Klasse zeigte er den Kindern das Dorf, in der fünften den Kanton, in der sechsten die Schweiz. Wenn die Tour de Suisse durch das Land fuhr, unterrichtete er über die Distanzen und Zeiten im Velorennen und lehrte nebenbei auch noch die Alpenpässe.

«Gäbe ich jetzt noch Schule», sagt er, «hätte mir der aktuelle Unfall im Gotthardtunnel sicher zwei Lektionen gefüllt: Wo ist der Gotthard? Warum ist er wichtig? Was ist ein Basistunnel? Die Kinder sollten merken, wie alles miteinander verknüpft ist.» Ich glaube, mein Vater war ein Lehrer, der in der Welt den Schulstoff suchte und nicht im Schulstoff die Welt.

Zu seiner Pensionierung hat ihm eine andere Lehrerin aus dem Dorf einen Film geschnitten, in dem ehemalige Schülerinnen und Schüler erzählten, was ihnen aus der Schulzeit «beim Herrn Tanner» geblieben ist: der Ausflug zur Portalpina, das Skilager, die Erkundigungen im Engadin. Mein Vater kam mir manchmal vor, als sei er eine Art Andreas Moser unter den Lehrern: Als Schüler bekam ich mit, wie seine Schülerinnen und Schüler mit Lupen in den Wald ausrückten, oder mit dem Velo an den Alten Rhein.



«Hey, lueged emol use!»

In der vierten Klasse zeigte er den Kindern das Dorf, in der fünften den Kanton, in der sechsten die Schweiz.

«Es ist ein hoher Anspruch», sagt mein Vater, «aber im Idealfall kannst du alle Kinder irgendwie packen, auch wenn es nicht im Schulzimmer ist.»

II. Der «Tüpfliächter» am Klavier

In den Wochen nach seinem Schulabschluss hat mein Vater sein Archiv sortiert. Er zeigt mir einen Notizzettel, den er aus seiner Anfangszeit aufbewahrt hat. Titel: «Regeln».

- Wenn es läutet, sitzen wir auf unseren Plätzen
- Wir halten den Finkenraum in Ordnung
- In der Pause dürfen alle mitspielen
- Die Schulsachen tragen wir im Tornister nach Hause

Er hat die Regeln über die Zeit gerettet. Mein Vater galt im Dorf als strenger Lehrer. Es hiess, wenn er am Morgen auf seinem Velo pfeifend zum Schulhaus fahre, sei alles gut. Wenn er nicht pfeife, werde der Unterricht anders als sonst. «Ich war ein «Tüpfliächter»», sagt er, «aber ich wusste, warum ich einer war. Ich glaube, die Kinder haben es leichter, wenn sie wissen, was von ihnen erwartet wird, und wenn sich die Regeln nicht ständig verändern.»

Was ihn als Lehrer vielleicht charakterisiert, ist sein Morgenritual: Zuerst wollte er jedem Kind die Hand schütteln, auch um zu sehen, wer müde und wer schon wach war. Dann setzte er sich ans Klavier, um mit der Klasse zu sin-

gen. Jeden Morgen. Bei ihm entstanden die ausgelassenen Momente aus der Ordnung, nicht aus der Verwegenheit. Abends im Skilager, an der Handorgel, sang er mit den Kindern «Von den blauen Bergen kommen wir / Unser Lehrer ist genauso dumm wie wir», bis sie aufgedreht waren – aber dann drehte er auch wieder herunter.

Ende der neunziger Jahre, vor seinem ersten Bildungsurlaub, geriet er in eine Krise. Jüngere Lehrer zogen ins Schulhaus ein, und mit ihnen ein neuer Stil. Sie liessen die Kinder durch die Gänge rennen, die Türen schliessen, alles easy. «Ich fragte mich: Bin ich noch zeitgemäss?», sagt mein Vater. Als er im Bildungsurlaub in einer Werkstatt von Polymechanikern arbeitete, sagte ihm einer der Lehrlinge: Dieses Tuch bitte dahin, jenes Werkzeug dahin, so will es der Chef. «In dieser Werkstatt bekam ich das Gefühl: Ich bin schon auf dem richtigen Weg. Wenn 5.20 Millimeter gefragt sind, dann sind es nicht 5.15 Millimeter. So ist das Leben nicht immer, aber so ist es auch.»

III. Die Angst vor Hunden

Mein Vater unterrichtete schon gerne, als er noch Schüler war. Auf der Primarstufe war er ein sogenannter Stellvertreter des Lehrers – und wenn dieser nicht erschien, was ab und zu vorkam, übernahm er den Laden und liess, schon damals, aus dem Gesangbuch singen. Er leitete Lager im Cevi. Und dann ging er ans Lehrerseminar. Nach

der Probezeit wollte er wegen einiger schlechter Noten aber zu einem Psychologen. Er fragte sich: Bin ich clever genug? Mein Vater sagt, wenn er Eltern jeweils darüber informierte, dass ihr Kind in der Realschule besser aufgehoben wäre als in der Sek, dann habe er manchmal von sich erzählt: «Man kann es auch zu etwas bringen, wenn es einmal stockt.»

In der Zeit, in der er in Marbach anfang, unterrichteten ältere Lehrer noch mit der Krawatte, die sie wie eine Unantastbarkeitsurkunde vor sich hertrugen. Wenn ich an meinen Vater als Lehrer denke, dann trägt er kurze Hosen und ein Kurzarmhemd. Er war auch am Wochenende erreichbar, aber er gab seine Handynummer nicht heraus. Er unterrichtete gerne frontal, «um die Filaxe im Auge zu behalten», wie er sagt, aber die Kinder konnten sich an Sechsertische setzen, wenn sie trotzdem aufpassten. Er brauchte das Whiteboard, das sie ihm gegen Ende ins Schulzimmer stellten, nicht mehr richtig, aber als Leinwand, um den Kindern einen Film über die Schneeräumung am Sustenpass zu zeigen.

Ihm war es wichtig, dass es weiterhin Prüfungen gibt, aber er wollte, dass man auch Schwächen zeigen darf. «Die Kinder wissen sowieso genau, wer wo gut ist und wo eine Pfeife», sagt er. «Sie merkten sofort, dass ich nicht zeichnen kann. Wenn ich einen Elefanten zeichnete, musste ich darunter schreiben: Elefant. Und sie wussten, dass ich Angst habe vor Hunden. Es gab Klassen, die mich dann in die Mitte nahmen auf einem Ausflug.»

Ich glaube, mein Vater stand als Lehrer immer ein bisschen zwischen den Trends und den Reformen, die über die Schule hereinbrachen.

IV. Du bist mir nicht Wurst

Seine Schulreisen führten immer mal wieder auf den nahen Kronberg, da konnten sich die Zeiten rundherum noch so verändern. In der ersten Klasse hatte er noch kein Migrantenkid, nachher kamen sie aus Vietnam, aus dem früheren Jugoslawien, aus Sri Lanka, dann aus Kosovo, aus Afghanistan. In seiner letzten Klasse hatte er einen Buben aus der Ukraine.

«Es gibt überall die Cleveren und die weniger Cleveren», sagt mein Vater, «alle haben irgendwo ihre Stärken. Elementar ist einfach: möglichst schnell Deutsch lernen. Das ist nicht nur für den Unterricht wichtig, sondern auch für die Pause.»

Die Kinder sind selbstbewusster geworden – «und kritischer, zusammen mit den Eltern». Im besten Fall sei das schön, sagt mein Vater, aber der Lehrerberuf sei sicher «vielbräuchiger» geworden. Er hatte Eltern, die ihm sagten, ein Übertritt in die Realschule bedeute «eine Katastrophe». Ein Bub zog die Hosen herunter, um zu zeigen, wo der Vater zuschlug. Mein Vater schaltete die Schulsozialarbeit ein. Und als er an ein schwieriges Elterngespräch nicht allein gehen wollte, nahm er den Schulpräsidenten mit. Ein anderes Kind schickte er in eine Time-out-Klasse ausserhalb des Dorfs. Aber am Ende fand man meistens den Rank.

«Du musst das Vertrauen der Kinder gewinnen», sagt er, «indem du dich für sie interessierst: Wieso sind sie gestresst? Haben sie ein familiäres Problem? Und dann sagte ich ihnen oft: Das Reiben aneinander, zwischen Schüler und Lehrer, ist ein Zeichen, dass

einem jemand wichtig ist. Wenn du mir Wurst bist, setz ich dich in eine Ecke, und du schreibst irgendwas ab. Wir sitzen jetzt zusammen und suchen eine Lösung, weil du mir nicht Wurst bist.»

Als ich ihm zuhöre, denke ich, er rede über mich, über uns. Obwohl ich nie zu ihm in die Schule ging. Als Kind fragte ich mich manchmal, wieso er nicht ein bisschen lockerer sein konnte, wenn wir zu Hause die Schuhe nicht schön nebeneinandergestellt hatten. Mein Vater lässt die Dinge nicht schleifen, ihm ist nichts egal. Inzwischen glaube ich, es geht nicht anders, wenn einem etwas wichtig ist. Das ist eine Lektion, die ich von ihm gelernt habe.

Was von einem Lehrerleben bleibt? Verblichene Schulzimmerwände, wo früher Postkarten hingen.

Wenn du mir Wurst bist, setz ich dich in eine Ecke, und du schreibst irgendwas ab. Wir sitzen jetzt zusammen und suchen eine Lösung, weil du mir nicht Wurst bist.»

Lehrer Tanner

Perle 3: Höhere Gymi-Quote stösst auf breite Ablehnung

Wo: Berner Zeitung

Wer: Eva Novak und Isabel Strassheim

Wann: 25. August 2023

Weil nicht genug Schweizerinnen und Schweizer einen Uniabschluss hätten, müsse man die Gymnasialquote erhöhen, schlug Bildungsforscherin Gita Steiner-Khamsi im Interview mit dieser Zeitung vor. In Politik und Wirtschaft stösst sie damit auf mehr oder weniger heftigen Widerstand. Das sei eben gerade der falsche Weg, um den Fachkräftemangel zu bekämpfen, lautet der Tenor. Stattdessen sei die Berufslehre aufzuwerten.

Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse drückt es noch zurückhaltend aus: Die Wirtschaft erachte den Weg über die Berufsmaturität als gleichwertig wie das Gymnasium, betone aber Vorteile der Berufsmaturität. «Zeitlich macht dies keinen Unterschied, dafür sind die jungen Leute schon in der Arbeitswelt integriert und können auch besser einschätzen, in welche Richtung sie sich weiterentwickeln wollen», sagt Bildungsexperte Roger Wehrli.

Klarer tönt es von der wirtschaftlichen Front. «Es gibt bereits heute genügend Schweizer Studierende», sagt Samuel Lanz, Sprecher des Verbands Interpharma. Insbesondere in der anspruchsvollen Produktion habe die forschende Pharmaindustrie bereits heute Schwierigkeiten, genügend gut ausgebildetes Personal zu finden. Die Erhöhung der Gymnasialquote löse das Problem nicht, denn dadurch werde nur die Berufslehre nochmals unattraktiver.

«Wir brauchen mehr Praktiker, insbesondere im Handwerk», stimmt Diana Gutjahr zu. Es sei im Sinn der Wirtschaft, die duale Berufsbildung zu stärken, so die SVP-Nationalrätin und Vorstandsmitglied des Schweizerischen Gewerbeverbands. Die Gymnasialquote sei in einigen Teilen der Romandie bereits hoch, in der Deutschschweiz mit rund 20 Prozent genügend.

Wirtschafts- und Bildungspolitiker von links bis rechts geben ihr recht. Den akademischen Bildungsweg gegenüber der Berufsbildung zu bevorzugen, sei zu kurz gedacht, sagt etwa der Berner SP-Nationalrat Matthias Aebischer. Schliesslich fehlten Fach- und Arbeitskräfte auf allen Stufen. Andrea Gmür, Luzerner Ständerätin der Mitte, erinnert daran, dass die Durchlässigkeit zwischen den Bil-

dungswegen sehr hoch sei und es deshalb «absolut keinen Sinn» mache, die Maturitätsquote zu steigern. «Mehr kopflastige Maturandinnen und Maturanden zu produzieren, ist wahrscheinlich nicht der Königsweg», sagt der Zürcher FDP-Nationalrat Beat Walti. Damit würde nur das Ausbildungsniveau sinken.

Mathias Binswanger, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz, nennt die geringe Maturitätsquote «eine der wesentlichen Stärken der Schweiz». Und liefert dazu eine Erklärung: «Exzellenz entsteht erst, wenn Bildung auf Fähigkeiten trifft – mit Bildung allein kann man gar nichts bewirken.» Wenn man mehr Akademiker habe, bekomme man nicht die, die es brauche, weil diese nicht jene Fächer studierten, wo Mangel herrsche.

**Exzellenz entsteht erst,
wenn Bildung auf
Fähigkeiten trifft – mit
Bildung allein kann man gar
nichts bewirken.**

Mathias Binswanger

Nicht überzeugen kann auch die Begründung, mit der Steiner-Khamsi die höhere Gymnasialquote verlangt: dass nämlich 60 Prozent der Stellen, für die es einen Hochschulabschluss braucht, von Ausländerinnen und Ausländern besetzt würden. «Die Tat-

sache, dass wir viele Personen mit Uniabschluss anziehen, ist auch dadurch bedingt, dass im Ausland gar kein analoges System wie die Berufslehre existiert», so die Erklärung von Florence Mauli, Bildungsexpertin bei der liberalen Denkfabrik Avenir Suisse.

Durchs Band kritisiert wird auch der Vorschlag, mit dem Steiner-Khamsi den Fachkräftemangel in Naturwissenschaften und Technik beheben möchte: nämlich Stipendien in diesen Fächern zu vergeben. «Es braucht keine Stipendien, sondern nachgelagerte Studiengebühren», sagt Mauli. Kredite, die nach Studienende zurückbezahlt werden müssten.

Die Unternehmen müssten ebenfalls ihren Teil beitragen – und die Arbeitsbedingungen dort verbessern, wo Mangel herrscht. Das sieht auch Alex Kuprecht so, SVP-Ständerat und Präsident der Wirtschaftskommission seines Rats: «Wir können doch nicht etwas subventionieren, das die Jungen nicht interessiert.»